



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Auerswald, A. von: Heimatmuseen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hand, und hiermit wie mit der Art ihres Ganges war's, als wolle sie mit einer Rute zwischen die beiden treten. Regine ließ aber erst von dem Burschen ab, als von der anderen Seite her die Eigenschaft als Kellnerin von ihr gefordert wurde. Es waren noch fremde Gäste da, zwischen denen sie Gläser hin und her zu tragen hatte, und es konnte vorkommen, daß wirklich vornehme Stadtherren an ihren Armen, an ihren starken Hüften herumstrichen, als hätten sie es nötig, ihre Vornehmheit auf diese Weise einmal an diesem gefälligen Mädchen abzustreifen. Die Regine wirbelte Staub auf wie ein neuer Besen. So verlor sie sich. Sie trug sich in Gedanken aber so fest mit dem Kley, als hätte sie den Finger noch in seinem Knopfloch hängen.

Wieschen sagte leise und ungeduldig: „Komm doch mit heim, Florin.“ Die Innigkeit, mit der sie sprach, kam aus so reinsten Seele, als steige Duft aus einem Blumenfeld. Sie war sich bis da ihres Weges so unbewußt gewesen, daß sie erschrak, als sie den Burschen ansah und ein Lächeln in seinem Gesicht fand; ganz klein, aber als könne es wachsen, so war dieses Lächeln. Da rief ihr reines Inneres sie an: „Was tatest du?“ —

Der Florentin war mit ihr heimgegangen, und sie hatte leicht hin die Stielruten aus ihren Händen weggeworfen. Sie fühlte sich jetzt, als hätte sie sich gegen sich selbst entwaffnet.

(Fortsetzung folgt)



Heimatmuseen

Von U. von Auerswald-Heiligengrabe



in Heimatmuseum, das seinem Namen und seiner Aufgabe entspräche, müßte in großen Zügen eine Erläuterung, man möchte sagen eine Illustration der Heimat geben, der Erdgeschichte sowohl wie der Menschheitsgeschichte, wie sie sich seit Urzeiten abgespielt hat. Das wäre das Ideal, dem es nachstreben sollte, das Ziel. Nicht minder wichtig aber ist der Weg, der zur Verwirklichung eines solchen Zieles eingeschlagen wird, ja, dieser Weg ist sogar noch wichtiger, als das Ziel selbst.

Gerade bei einem Heimatmuseum kommt es darauf an, daß nicht eine tote Sammlung geschaffen wird, die Fremde vielleicht als Sehenswürdigkeit besuchen und die im übrigen ungenutzt bleibt, — hier gilt es ein Werk zu schaffen, von dem tausend Fäden in das Leben laufen, so daß das Leben ganz von selbst, ganz natürlich wieder hereinflutet. Nur eine solche Sammlung dürfen wir ein Heimatmuseum nennen, jede andere ist nur gleichsam als eine Filiale jener

großen Museen zu betrachten, die lediglich der Wissenschaft dienen, und damit zwar auch der Menschheit, aber niemals so unmittelbar, wie ein Heimatmuseum es eben tun mußte.

Wie aber ist dies zu erreichen? Ja, ist es überhaupt zu erreichen?

Auf diese Frage kann ich Antwort geben, und das ist der Zweck meiner Zeilen. Ich möchte einer breiteren Öffentlichkeit von einem Werke erzählen, dessen Bedeutung weit über seinen engen Kreis hinausgeht, das in Neuland führt und das der Heimatpflege Wege und Aufgaben weist, an denen diese bisher vorübergegangen ist, ohne ihrer Bedeutung gewahr zu werden.

Das frühere Kloster Heiligengrabe, jetzt evangelisches Stift und Erziehungsanstalt, in der Ostprignitz zwischen Wittstock und Prizwalf gelegen, ist durch eine Reihe glücklicher Umstände und eigenartiger Momente in den Besitz eines Heimatmuseums gelangt. Erwachsen ist dies Museum aus den geringfügigsten Anfängen. Ein paar Steinmesserchen, Schaber und Bohrer, von einem jungen Künstler in Rügen gefunden und nach Heiligengrabe gebracht, bildeten den Grundstock. Die Stücke, als Zeugen der ersten Versuche des Menschen, sich seiner Umwelt zu bemächtigen, wurden den Kindern gezeigt, und auch von den Besuchern, die sich das alte Kloster zum Ausflugsort wählten, besichtigt. Die Erklärungen, die den Leuten über die Gegenstände gegeben wurden, erweckten Interesse. Es fand sich, daß der eine oder der andere auch einen seltsam geformten Stein oder eine andere Merkwürdigkeit besaß. Er brachte sie herbei und war stolz, wenn sie in die kleine Sammlung aufgenommen wurde.

Der Gründer des kleinen Museums war mit einigen Volksschullehrern in Verbindung getreten, mit ihnen machte er Fahrten auf die Dörfer hinaus, erzählte den Leuten, lud sie ein das Museum zu besuchen, fragte nach Merkwürdigkeiten, die sie etwa gefunden hatten, und leitete so eine persönliche Verbindung mit der Bevölkerung ein. Die Leute zeigten sich dafür empfänglich und waren entschieden auch sachlich interessiert. Manch einer von ihnen hatte auf seinem Acker, bei seiner Arbeit Funde gemacht, die ihm wunderbar waren: merkwürdige Versteinerungen oder schön geglättete, gut zugehauene Steinwerkzeuge. Für das Unverständene fand er nun eine Erklärung, in dem Museum sah er die gleichen Gegenstände aus anderem Gestein gefertigt, aus anderen Gegenden stammend. Früh wurde die Erfahrung gemacht, daß die Leute, Bauern, Handwerker, Tagelöhner, für das Allgemeine, das hier entstand und das ihnen jederzeit ohne Gegenleistung zugänglich war, freudig persönliche Opfer brachten. Angebote von Händlern für alte Wertstücke, Lehensbriefe usw. wurden stolz zurückgewiesen mit dem Bemerkten: „das schenken wir lieber in unser Museum.“ Hierzu sei gleich bemerkt, daß das Museum von Prignitzern grundsätzlich nichts käuflich erwarb, daß die überwiesenen Geschenke aber Eigentum der Prignitz wurden.

Halbjährlich wurde über diese dem Museum gespendeten Stücke in den kleinen Provinzblättchen mit Nennung des Namens der Geber quittiert. Das

machte viel Eindruck. Ebenso wurden vom Leiter des Museums ab und zu kleine Zeitungsartikel in den kleinen Blättern veröffentlicht, die Wert und Bedeutung des Museums und der einzelnen Fundstücke erläuterten. Die kleine Presse ist eine Macht. Sie wirkt gerade in den Kreisen, die sonst schwer zugänglich sind. Wer hier den rechten Ton und das rechte Wort findet, schafft sich eine große Einflußsphäre.

Bald wurde auch ersichtlich, welchen Wert die allgemeine Teilnahme für die Forschung selbst besaß. Die Brignitz hatte bis dahin prähistorisch für ziemlich uninteressant gegolten. Funde waren freilich auch früher gemacht worden, aber mehr Zufalls- und Einzelfunde; wirklich erschöpfende, wissenschaftliche Ausgrabungen hatten so gut wie garnicht stattgefunden. Einige dieser Funde waren in das Berliner Märkische Museum gewandert, andere waren in Privathänden geblieben und oft völlig verschollen. Nach dem Vorhandenen konnte man sich kein Bild von der Vorgeschichte der Brignitz machen. Das wurde nun anders. Aus den verschiedensten Ortschaften kamen Geschenke an das Museum: Steingeräte in großer Zahl, ungeschliffene, roh zugeschlagene, die in der Brignitz die ältere Steinzeit repräsentieren, und Werkzeuge von großer Schönheit der Form und Arbeit aus der jüngeren Steinzeit. Sie bewiesen, daß die Brignitz schon seit 4000 v. Chr. kein unbewohnbares Sumpfland mehr war, daß schon damals hier Menschen leben konnten und lebten, und zwar Menschen, die es verstanden, sich aus den hier vorkommenden Gesteinsarten Waffen zu schaffen.

Weit überraschender noch aber waren die Funde aus der Bronzezeit. Diese Funde entstammen fast alle großen Urnenfriedhöfen und werden meist dadurch entdeckt, daß der Pflug Scherben an das Tageslicht bringt oder daß der Bauer oder der Knecht beim Steinroden auf den Äckern auf eine Steinpackung stößt, die ein Urnengrab umschließt. Früher war damit das Schicksal eines solchen Begräbnisplatzes festgelegt. Die Urnen wurden zerstört und ihr Inhalt verstreut. Nachdem aber die Leute begriffen haben, welchen Wert diese Dinge für das Museum besitzen, wieviel oft nur eine einzige Scherbe dem kundigen Auge zu sagen vermag, kommt das nicht mehr vor. Entweder der Bauer selbst oder der Lehrer des Dorfes erstattet dem Museum Meldung von dem Fund. Es ist erstaunlich, in welcher Weise sich nun für den rückschauenden Blick die Brignitz belebt. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß wohl kein Dorf existiert, bei dem nicht ein Begräbnisplatz in der Nähe Kunde von früherer Besiedlung gäbe. Oft verrät Form und Inhalt der Urnen, daß der Begräbnisplatz jahrhundertlang in Benutzung gewesen ist, von der Bronzezeit in die La Tènezeit herüber. Die Beigaben — Geräte, Messer, Nadeln aus Bronze und aus Eisen — zeigen Geschmack, Schönheitsfönn und hohe technische Fertigkeit. Daß sie nicht importiert, sondern im Lande gearbeitet sind, ergibt sich einmal daraus, daß wir Spuren der Herstellung, z. B. geschmolzene Bronze, finden, zum anderen daraus, daß ihre Form und die Art der Bearbeitung erheblich von anderen, so etwa von den römischen Funden abweicht.

Schon aus diesen wenigen Beispielen läßt sich erkennen, welchen Gewinn die Wissenschaft, hier in erster Linie das wissenschaftlich arbeitende Heimatmuseum, von solch allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung hat. Das Schöne aber ist die Wechselwirkung, der Gewinn, die Bereicherung, die durch die Arbeit des Museums zurückströmt in die Bevölkerung.

Man achte den Wert dessen, was die Leute empfangen, nicht gering. Die Geschichte ihrer Heimat gewinnt Gestalt vor ihren Augen. Aus ihrem eigenen Grund und Boden wächst sie ihnen in greifbaren Funden entgegen. Den mit aller Sorgfalt und aller wissenschaftlichen Gründlichkeit geleiteten Ausgrabungen wohnen sie meist mit hohem Interesse bei. Es kommt vor, daß der Bauer seine dringliche Feldbestellung im Stich läßt, um keine Phase der Ausgrabung zu verlieren. Wenn er dann in das Museum kommt, sieht er die Funde geordnet, aufgestellt und mit ausführlichen Erklärungen versehen. Daneben findet er verwandte Dinge aus benachbarten Ortschaften, die ihm auch heimatlich und vertraut sind, deren Lage er sich leicht vergegenwärtigen kann. Durch Vorträge, die der Leiter des Museums an Familienabenden winters in verschiedenen Ortschaften hält, wird dafür gesorgt, daß den Leuten diese Vergangenheit in lebendigem Zusammenhang als Ganzes dargestellt wird. Ihre Heimatliebe vertieft sich, ihr Sinn für die Schönheit und Eigentümlichkeit ihrer Gegend wird geweckt. In ihr Leben sind nun Interessen getragen, die wahrhaft bodenständiger Natur sind.

Es ist wahrlich nicht gleichgültig, daß die Jungen bei ihren Schulausflügen das Museum besuchen und es lernen, sich für das zu interessieren, was ihr Heimatboden ihnen erzählt. Jeder rechte Junge hat von Natur den Trieb, sich der Umwelt zu bemächtigen, seine Tasche pflegt meist selbst ein kleines Museum darzustellen. Diese Naturanlagen gilt es zu benutzen, auf ihnen weiterzubauen, um Sinn und Blick und Herz zu weiten. In dem Heimatmuseum sollen die Kinder für das Leben lernen, dort sollen sie einen offenen Blick gewinnen für Natur und Geschichte. Nicht stumpf und teilnahmslos sollen sie an den gewaltigen Zeugen einer großen Vergangenheit vorübergehen. Staunen sollen sie über die Arbeit, die der Mensch, hineingestellt in eine ihm fremde, feindliche Natur, geleistet hat, von jenen ersten Anfängen an, als er einen Stein hob, sich gegen die Tiere des Waldes zu wehren, durch alle Stufen hindurch, bis zu der Herstellung kunstreich geschmiedeter Waffen der Bronzezeit und weiter hinein bis in unsere Tage mit dem atemlosen Fortschritt auf jedem Gebiet. Ehrfurcht sollen sie lernen und erkennen, daß vielleicht intensivere Geistesarbeit dazu gehörte, aus sprödem Material den ersten Hammer, den ersten Meißel, das erste Messer zu schlagen, als heute, fußend auf einer Jahrtausend alten Technik, ein Luftschiff zu bauen. Stolz soll ihr Herz schlagen, daß sie Germanen sind und im germanischen Lande wohnen, wenn sie den kühnen Geist und das stolze Fühlen ihrer Vorfahren an den mächtigen Hügelgräbern erkennen. Das Königsgrab von Seddin, dessen Inhalt in das Berliner Märkische Museum gewandert ist,

ist nicht das einzige ruhmreiche Zeugnis, wie Germanen ihre gefallenen Helden zu ehren wußten. Gewaltige Begräbnisstätten, Hügel, mit knorrigen Riefen bestanden, finden sich noch hier und dort in einsamen Gegenden der Brignitz. Auch in diesen Jungen wird das Heimatmuseum sich Mitarbeiter gewinnen, sich selbst zum Nutzen. Aber noch einmal sei es gesagt, weit wichtiger ist der Nutzen, den die Leute selbst haben. Wichtig auf diesem Gebiet ist alles, was dem Volk, dem einfachen Mann Gelegenheit zur Mitarbeit gibt. Mitarbeit erzieht zur Mitfreude, zum Mitinteresse. Geschieht solche Arbeit an einer Sache von allgemeiner Bedeutung, zu allgemeinem Nutzen, so ist sie von doppeltem Werte. Sie lehrt dem in enge Lebensbegrenztheit Gespannten, der oft in Gefahr steht, darin zu verknöchern, den Blick für höhere Güter.

Das alles sind keine Theorien, sondern einfach der Beobachtung entsprungene Erfahrungen, die wir in dem Brignitzmuseum gemacht haben und die sich schier zahlenmäßig nachweisen lassen. Ein Buch, in das die Besucher des Museums nach beendetem Rundgang ihren Namen eintragen müssen, bekundet das immer wachsende Interesse der Bevölkerung. Im ersten Jahre, in dem es auslag, hatten sich etwa zweitausend Personen eingeschrieben, im zweiten Jahre waren es schon dreitausend, und in diesem Jahre dürften es weit über viertausend sein, sind doch allein in einer Woche, ausschließlich des Sonntags, dreihundertfünf- undsechzig Menschen hier gewesen, allein in den Monaten Mai und Juni gegen dreißig Schulen. Und die Besucher sind nur zum geringsten Teil Touristen, weitaus der größte Teil sind Bauern, Handwerker, Arbeiter, die nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen kommen.

Welches Museum Deutschlands kann sich damit vergleichen? Ein völliges Unikum aber dürfte es sein, daß eine der hiesigen Bauerngemeinden einen Jahresbeitrag von 10 Mark für das Museum bewilligt hat „in Anerkennung seines kulturellen Wertes“. Ebenso hat sich ein Handwerkerverein zu einem jährlichen Beitrag verpflichtet. Andere Gemeinden, andere Vereine werden folgen, das ist nur eine Frage der Zeit.

Damit ist auch der gewiß nicht unwichtige Punkt berührt, aus wofür Mitteln das Museum besteht. Es erhält Zuschüsse vom Stift, vom Kreise und von der Provinz, die aber zusammen die Summe von 600 Mark nicht übersteigen. Als Ausgabe steht dem gegenüber die Anschaffung großer, teurer Schränke, die durch Ausgrabungen verursachten Kosten und die Besoldung eines Arbeiters, der die Urnen kittet und die gefundenen Gegenstände konserviert. Daß die erwähnte Summe dafür unzureichend ist, braucht nicht gesagt zu werden. Ergänzt wird sie durch eine im Museum aufgestellte Büchse für freiwillige Gaben, in die besonders die kleinen Leute oft große Scherflein tun, zum Dank dafür, daß das Museum täglich vom Morgen bis zum Abend für jeden unentgeltlich geöffnet ist und daß jederzeit für Führung mit verständnisvoller Erklärung gesorgt ist. Immerhin wird jetzt zur Beschaffung ausreichender Mittel die Gründung eines Museumsvereins angestrebt. Daß das Werk unter

den jetzigen Umständen so weit geführt werden konnte, war nur durch die hingebende, selbstlose Arbeit aller Beteiligten, vor allem des Gründers und Museumsleiters möglich, aber gerade dieser Umstand hat die wirksamste Werbekraft bewiesen. Selbstlosigkeit weckt Selbstlosigkeit, hingebende Arbeit spornt zur Hilfe an.

Wir suchen Schlüssel zum Herzen des Volkes, wir suchen Handhaben, an ihm zu arbeiten. Hier ist ein Gebiet, das in natürlichster Weise ein Zusammenarbeiten erlaubt, auf dem eine Wechselwirkung wohlthuendster Art möglich ist. Wer wird dabei der Gewinnende sein? Wir wollen den Anderen das Gute bringen, aber es ist gewiß, auch auf uns strömt Segen zurück.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolonialfragen

Walvischbai. Südlich von Swatopmund, am linken Ufer des Swatop, erheben sich massige Sanddünen, die sich etwa 3 Kilometer vom Meere aus ins Land erstrecken und nach Süden zu allmählich verschwinden. Sie bedecken den größten Teil des hier beginnenden englischen Gebietes von Walvischbai, das im Norden durch den Swatop bis zu einem Punkte etwa 10 Kilometer landeinwärts, im Osten durch eine von diesem Punkte aus in südlicher Richtung bis Rooibank gehende Linie begrenzt wird. Von Rooibank aus verläuft die Grenze etwas nordwestlich geneigt bis zum Atlantischen Ozean. Das gewaltige Hafensystem ist in dieses Gebiet eingeschlossen.

Als bei den Marokkoverhandlungen von der Presse die Frage der Abrundung und Vereinigung des deutschen Kolonialbesitzes eingehend behandelt wurde, bildete auch die englische Enklave im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiet und die Möglichkeit ihrer Erwerbung durch Deutschland den Gegenstand vielfacher Erörterungen. Sogar von einem Anerbieten der englischen Regierung, Walvischbai uns zu überlassen, wurde gesprochen.

Walvischbai und sämtliche der Küste von Deutsch-Südwestafrika vorgelagerten Inseln waren schon eine Reihe von Jahren vor der am 6. August 1884 in Angra Pequena — der heutigen Lüderitzbucht — erfolgten Fißung

der deutschen Flagge unbestritten in britischem Besitz. Die Umstände, unter denen sich die Erwerbung vollzog, lassen erkennen, wie wenig das heutige deutsche Schutzgebiet damals bekannt war und wie wenig es begehrt wurde. Auf Veranlassung Bismarcks, den die infolge der erbitterten Kämpfe zwischen Hereros und Hottentotten arg bedrängten Angehörigen der Rheinischen Mission und die deutschen Händler im Jahre 1868 um Schutz gebeten hatten, versprach die englische Regierung, den Deutschen dort in gleicher Weise Schutz zu gewähren wie den eigenen Untertanen. Es ging dann auch einige Jahre später der britische Kommissar Palgrave ins Land, der die streitenden Anführer der Hereros und Hottentotten zum Frieden und zur Anerkennung der britischen Oberhoheit bewegen sollte. Palgrave erreichte sein Ziel nicht, denn kurz vor Beendigung seiner Verhandlungen mit den Häuptlingen brachen die Feindseligkeiten aufs neue aus und Palgrave mußte das Land verlassen. England mochte nach diesen Erfahrungen wenig Neigung haben, das noch sehr unruhige Land unter seine Herrschaft zu bringen, zumal es damals durch den eben erst entstehenden ersten Unabhängigkeitskrieg der Buren stark in Anspruch genommen wurde; es beschränkte sich deshalb auf die Erwerbung von Walvischbai, das ihm als künftige Kohlenstation verwendbar erschien, und der an der Küste zwischen Walvischbai und der Oranje-